



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenkrantz, Palle: Der rote Hahn : (Fortsetzung) : Zweites Kapitel. Die
Stadt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein, durch dessen Maschen das Gold bligte. Und nun regte sich meine Hand. Das große Bild war als Ölbild gedacht, und nun mußte auch der Beutel in Öl gemalt werden: unbeholfene, mit sandiger Ölfarbe gemalte Studien nach einem roten gehäkelten Geldbeutel waren die lächerliche Maus, die der lange Traum gebar. Von einem Bilde der rettenden Tat wagte ich nicht einmal zu träumen. Schiff, Ruder- gang, Wasser, Wogendrang waren mir zu fremd. Aber es war doch eine wunder- schöne Vorstellung von Hilfsbereitschaft und Opfermut in meiner Phantasie heimisch geworden. Und wenn sie auch nicht zum Bilde wurde, war sie doch ein Fenster, das so viel Licht in meine Seele ließ, daß das Grauen darin nicht mehr so mächtig werden konnte wie früher.

Aber es kam wieder mit unholden Schatten und unheimlichem Feuerchein.

(Fortsetzung folgt)



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel. Die Stadt



Die Stadt war eine Provinzstadt mit Bürgermeister, Magistrat, Rat- haus und Gewerbeverein, aber eine sehr kleine Stadt. Eigentlich nur eine einzige Straße, die ihren Ursprung im Osten hatte und sich zwischen niedrigen einstöckigen Häusern zu einer Verbreiterung hindurchwand, die Markt genannt wurde, um dann mit einemmal eingebildet zu werden und zu meinen, sie ginge von einem zentralen Punkt aus, und ihre Fortsetzung müsse notgedrungen Weststraße heißen, da sie selbst Oststraße hieß. Also lief die Weststraße der untergehenden Sonne zu, krummer, zwischen niedrigeren Häusern als die Oststraße, aber trotzdem von dem Selbstgefühl einer Provinzstraße erfüllt, die ein genau acht Hausfronten umfassendes Gäßchen nach einem kleinen Dorfe ausandte.

Und selbstverständlich hieß dieses Gäßchen Nordstraße; es raubte der ursprüng- lichen Hauptstraße einen Teil seiner Kräfte. Diese Hauptstraße wand sich immer dorfsähnlicher an der westlich gelegenen Kirche vorbei, um gerade gegenüber dem Predigerhause die letzte Anstrengung zu machen und eine wahre Karikatur von einer Winkelgasse unter dem irreführenden Namen Südstraße nach Süden auszuschießen. Aber damit war die Straße auch am Ende ihrer Kräfte. Die Pflastersteine wurden spitz und unregelmäßig, die Häuser sanken in die Knie, und kein Mensch war im- stande, zu entscheiden, wo die Straße aufhörte und in Chausseemorast überging.

Das ganze Verkehrssystem glich einer windschiefen Wetterfahne, bei der Norden nicht Norden war, und Osten nicht Osten gewesen wäre, wenn Norden Norden gewesen wäre. Das Ganze war dörfliche Eleganz für billiges Geld, und die Apotheke und das Rathaus repräsentierten die einzigen zweistöckigen Häuser in der ganzen Herrlichkeit. Nicht einmal König Frederik der Deutsche war auf dem Markte zu sehen, und keiner der fünf richtigen Kaufleute wohnte an dem lächerlich kleinen recht- winkligen Plage. Das Rathaus, das an ein mittelgroßes Kaufmannshaus erinnerte,

lag schief am Markte an einer Extraverbreiterung; um seine Mauern entlang schlich sich ein Gäßlein, der einzige Auswuchs des Straßensystems, der nicht an die vier Winde appellierte, aber auch so wenig empfindsam war, daß er sich Rathausgasse nannte. Die Straße hatte wohl eigentlich nur die Bestimmung, die Gefangenenlöcher im Parterre des Rathhauses von Kaufmann Jensens Stallung zu trennen, von der aus Schnapsgefahr durch die Gitterfenster zu befürchten war.

Die Straße der Stadt war zweitausend Meter lang, und es kam nicht ganz ein Einwohner auf je zwei Meter. Die Straße begann am äußersten Ende des Kirchspiels, und die Station lag einen Büchschuß weit im Nachbarkirchspiel. Es machte die Bewohner bloß noch eingebildeter, daß sie sich eine Vorstadt leisten konnten, in der die Steuerprozente lächerlich niedrig waren, und außerdem prahlten sie damit, daß ihre Stadt den größten Flächenraum in Dänemark einnähme, nämlich anderthalb Meilen auf der einen und dreiviertel auf der andern Seite. Es schloß sich nämlich bis zum Meere reichendes Acker- und Weideland an den Ort an, und keine Stadt in Dänemark besaß mehr Hühner, Enten, Schweine und Kühe. Nicht einmal Kopenhagen.

Aber in der Straße oder in den Straßen wohnten nicht einmal so viel Menschen wie in einem mittelgroßen Hause des Kopenhagener Westquartiers. Der weit überwiegende Teil hielt sich draußen bei den Schweinen und Kühen auf.

So war die Stadt — Herrgott, ja!

In alten Zeiten hatten an ihren Ufern Fahren gelegen, mit denen man sich nach Süden übersetzen lassen konnte. Und in jenen Tagen passierte hin und wieder ein König oder eine Königin auf der Durchreise den Ort, aber da, an einem Novembertage, hatte das Meer die Stadt satt und ließ sie von ihren Wellen überfluten, daß die Einwohner auf den Haustüren umhersegeln mußten, um ihr Leben zu retten, und da dämmte man zu und errichtete Deiche draußen am Wasser.

Mit der Herrlichkeit war es aus, und das Stadtwappen, ein altes Fährschiff, blieb als die einzige Erinnerung an ehemalige Größe übrig. Aber draußen vor der Nordstraße stifteten die Bürger einen Stein zum Wahrzeichen an den Besuch des Meeres, und dorthin wallfahrteten sie alle Sonntage, um sich die Weine zu vertreten.

Der Besuch des Meeres war das letzte bemerkenswerte Ereignis in der Geschichte der Stadt. Nach der Taufe war sie ihrem innern Leben überlassen, vergessen von allen, nur selbst an sich denkend, geleitet von den Männern draußen vom Weideland und — jetzt nun schon an die zwanzig Jahre — von dem rundlichen und jovialen Bürgermeister Hansen.

In diese Stadt hatte das Schicksal Kaj Seydewitz verschlagen, als ihm der Ernst des Lebens endlich ausgegangen war. Und jetzt saß er da für sechzig Kronen monatlich mit Selbstbeföstigung, von denen vierzig für das respectable Fräulein Frederikke Frederiksen an der Kirche draufgingen und zwanzig im Gasthause nicht zu der einen warmen Mahlzeit ausreichten, die die vier Nachmittagsbureaustunden von den Vormittagsstunden im üblichen Normalarbeitsstage trennten. Kaj Seydewitzens Geschichte bis zum heutigen Tage ist schnell erzählt: Sohn eines Beamten mit einem feinen Namen und ohne Mittel, vaterlos, ehe er begriff, was der Verlust eines Vaters bedeutete, mutterlos, weil sich seine Mutter nie in seiner Heimat zu Hause fühlte, die nicht die ihre war, war er durch viele Schulen zur Alma mater der Hauptstadt gekommen und Kandidat der Jurisprudenz mit einer Nummer zwei geworden, ohne daß er selbst begriff, wie es zugegangen war. Vier Jahre lang hatte er so wenig gearbeitet und so viel Geld verbraucht, daß er nicht besaß, daß es nur eine gerechte Vergeltung des Schicksals war, wenn vermögende Verwandte

ihm, nachdem er das Examen bestanden hatte, jede Unterstützung entzogen und ihn darauf hingewiesen hatten, für sich selbst zu sorgen.

Verwandt war er mit vielen Großen des Landes, und Gastfreundschaft hatte er genossen auf Schlössern und Gütern, aber in den anderthalb Jahren, die nach seinem Examen verstrichen waren, ernährte er sich ausschließlich von dreißig Kronen monatlich, die er bei einem Rechtsanwalt verdiente, und von bescheidenen Schulden, die er machte, was eines schönen Tags damit endigte, daß sein ganzer ererbter Hausrat unter den Hammer kam und er selbst zweiter Referendar im Amtsgericht der kleinen Stadt wurde.

In den Zeiten, wo Spezialschilderungen von Jugendverirrungen noch in Kurs waren, hätten die skizzierten Tage aus Raj Seydewitzs Leben Stoff zu einer anmutigen Schilderung von einer Reihe stark verschiedener Milieus gegeben, aber für einen ernsthaften Betrachter hatten diese Jahre in Wirklichkeit sehr wenig Interesse. Viel weniger, als Raj selbst geneigt war zu glauben, wenn er in einsamen Abendstunden allein auf seiner Kammer in Fräulein Frederikkes kleinem Hause in der Südstraße saß und in Erinnerungen versank.

Es hätte sehr schlecht mit ihm ablaufen können.

Er hatte redlich das seinige dazu getan, und wenn er, was oft der Fall gewesen war, die Wahl zwischen guter und schlechter Gesellschaft gehabt hatte, so hatte er in der Regel die schlechte gewählt, trotzdem daß er unbedingt zur guten gehörte und sich in ihr am wohlsten fühlte. Er trank bis zum Übermaß, obwohl alle Spirituosen ihm wie Medizin schmeckten. Er vergeudete seine Zeit an schlechte Weiber, obwohl er in der Gesellschaft „guter Männer“ sein Hauptvergnügen fand. Er spielte, obwohl er stets verlor, er borgte, obwohl er Schulden hatte, und er ging meist am frühen Morgen zur Ruhe, obwohl er einen gesunden und langen Schlaf liebte. Obwohl er der friedliebendste Mensch auf Erden war, zankte er sich mit all denen, mit denen er sich hätte auf guten Fuß stellen müssen, und nur seine starke gesunde Natur und ein paar wirklich gute Freunde auf dem Lande hielten ihn davon ab, im Sumpf der Hauptstadt bis auf den Grund zu versinken, den Grund, von dem es nur einen Ausweg gibt — den über das Meer.

Doch war all dies fünfundeinhalbes Jahr lang so gut wie spurlos über seinem Kopf dahingegangen. Er war ein gutbegabter und hübscher, wohlgezogener junger Mann, den alle Fremden leiden mochten, und den die, die ihn wirklich kannten, sogar lieb hatten. Und dann steckte in Raj Seydewitz wirklich ein tüchtiger Kern. Sein Verstand war ausgezeichnet, sein Auffassungsvermögen ungewöhnlich, aber das Beste an ihm war sein warmes Herz.

Und das war es wohl auch, was ihm half, wo er vorwärts kam. Seine Herzlichkeit gewann ihm sofort Freunde in der kleinen Stadt, und die braven Kleinbürger, die sich sonst mißtrauisch von allen Kopenhagenern zurückhielten, nahmen ihn gleich in den ersten Tagen mit offenen Armen auf, nachdem er im Krüge mit allen gerade anwesenden das Glas geleert und den Wunsch ausgesprochen hatte, alle die, die nicht zugegen waren, kennen zu lernen, ehe das Jahr ein paar Wochen älter geworden wäre.

Man ging nämlich in der kleinen Stadt in den Krug. Von den Sümpfen im Norden und im Westen stiegen Dünste und Nebelmassen empor und schlichen sich über die kleinen Häuser. Es gab Wechselstieber und Brustbeklemmungen, die man sich nur mit Spiritus vom Leibe halten konnte. Das sagten die Ärzte der Stadt.

Und die Bürgerschaft gehorchte den Ärzten. Es waren nur wenig Honoratoren, ein paar Beamte mit ihren Damen, die den Kreis um den liebenswürdigen alten Bürgermeister schlossen. Zu ihnen gesellten sich die Familien von ein paar größeren

Besitzern in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Keiner der Kaufleute oder Handwerker des Ortes war fein genug, in diese Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und wenn sich die Honoratioren versammelten, so reichte es gerade hin, um zwei L'hombretische auf die Beine zu stellen.

Raj Seydewitz war hier wieder in die Lage gekommen, zwischen der Gesellschaft auf dem „Hofe“ und der Gesellschaft in den kleinen anspruchsvollen Haushaltungen zu wählen, und er wählte beide. Man fand sich darein, und er war gleich willkommen in beiden Lagern. Die Stadt freute sich über ihn, und er sich eigentlich auch über die Stadt.

Er hatte kein Geld und keine Sorgen und war zudem erst vierundzwanzig Jahre alt.

Seine Tätigkeit war für ihn eine Quelle ungeteilter Freude. Der Bürgermeister war der beste Vorgesetzte, den man sich wünschen konnte. Ursprünglich ein Selfmademan, ein heller Kopf und ein tüchtiger Arbeiter, war er, der Sohn eines Provinzhandwerkers, nach einem feinen Examen in eine feine Abteilung des Ministeriums gekommen. Dort saß er so lange, bis er begriff, daß all seine gleichaltrigen Kameraden zu feinen Ämtern befördert wurden und er sitzen blieb, weil er nicht zur Clique gehörte. Da verheiratete er sich im vorgerückten Alter und bewarb sich um das Amt in der kleinen Stadt mit dem großen Gerichtsgebäude. Er bekam es gleich; man hatte das Gefühl, daß man ihm etwas schuldete. Der älteste Stammgast der Junggesellencafés in der Hauptstadt ließ sich in die Wirklichkeitsferne der kleinen Stadt verpflanzen und wurde ein vortrefflicher Bürgermeister, der die Bürger schalten und walten ließ, ein vortrefflicher Kreisrichter, der stets seiner Frau und seinem guten Herzen folgte.

In wenig Jahren errang er sich die Freundschaft aller, und als seine junge Gattin starb, wurde sie von der ganzen Stadt zu Grabe geleitet. Nun saß er als Witwer in dem großen leeren Hause, er wurde wehmütig, aber das gute Herz behielt er, eher wurde sein Gemüt noch weicher als zuvor. Alle waren freundlich gegen ihn, und er war freundlich gegen alle. Sein heller Kopf machte ihn zum Zentrum des kleinen Kreises, der sich um sein Heim scharte, und als er eines Tages um ein größeres Amt nachsuchte und es auch erhielt, da baten ihn alle Bewohner der Stadt und des Bezirks, zu bleiben. Und er blieb mit den Worten: Ja Kinder, dann ist es wohl Gottes Wille, daß ich meine Augen hier schließen soll.

Raj Seydewitz nahm den Bürgermeister sofort im Sturm. Nicht etwa, weil Raj ein vortrefflicher Arbeiter war. Seine Tätigkeit bestand hauptsächlich darin, die protokollierten Dokumente in das Pfandbuch einzutragen, und das tat er mit einer Handschrift, die kein Sterblicher lesen konnte, und mit einer Ungenauigkeit, die den Bürgermeister entsetzt hätte, wenn er jemals seine Pfandbücher durchforscht hätte. Aber das war zum Glück nicht die Bestimmung dieser ehrwürdigen Folianten. Was in ihnen stand, war für Zeit und Ewigkeit wohl verborgen.

Seine äußerlichen Amtsbefugnisse erledigte Raj mit großer Tüchtigkeit. Er hielt Auktionen ab, die den ganzen Bezirk in Bewegung brachten. Er zeigte sich bei den wenigen peinlichen Exekutionshandlungen als ein vorsichtiger und freundlicher Mann, in Stadt und Land freuten sich die Leute über ihn; das wußte der Bürgermeister zu schätzen.

Der Bürgermeister war ein Vater seiner jungen Angestellten, sein Gesicht strahlte immer, und er konnte einen Spaß gut leiden, ebenso wie er einen Witz zu goutieren verstand. Außerdem wußte er, daß Assessor Jensen, ein jüngerer dänischer Jurist, ein Muster von Genauigkeit und Pflichttreue war, und der erledigte ja die gesamten täglichen Arbeiten.

Affessor Jensen hatte sich selbst zu einer soliden und guten Stellung durchgekämpft ohne andre Hilfsmittel als seine Arbeitstüchtigkeit und Zuverlässigkeit, und deshalb machte es ihm Spaß, diesen wilden Kopenhagner kennen zu lernen, der sich nie auch nur eine Stunde lang nützlich gemacht hatte. Er bekreuzte sich — dann lachte er, und dann tat er die Arbeit, wie sie getan werden mußte.

Er hatte immer Zeit und immer Lust, niemals Eile und immer vollauf zu tun, aber seine Arbeit war ebenso lautlos, wie sie sicher war, und Kaj wurde ihm ein Kamerad, der ihn zerstreuen und ihm an der richtigen Stelle auch nützen konnte.

Jensen war unverheiratet und wohnte ebenfalls bei Fräulein Petersen. Muhme Nisse hieß sie, eine freundliche ältere Jungfer, die ihre Verantwortung für die beiden Kostgänger empfand und im stillen daran arbeitete, sie in Harmonie zusammenzuführen.

Wenn sie zu Jensen über Kaj sprach, sprach sie nachsichtig, wie man von einem lieben, aber etwas wilden Knaben spricht; sie betonte alle seine guten Seiten und hoffte auf Besserung der schlechten. Und wenn sie mit Kaj über Jensen sprach, wurde ihr gutes rundes Gesicht bewundernd ernsthaft. Sie verweilte bei seiner großen Tüchtigkeit, seiner unbestechlichen Ehrlichkeit, seinem gleichmütigen Wesen.

Kurz und gut, die beiden Pensionäre lernten durch Muhme Nisse einander ausgezeichnet kennen und befreundeten sich schnell. Kaj sah zu Jensen empor in Folge seiner Tüchtigkeit, und Jensen bewunderte Kajs Hauptstadtmannieren und Welt-erfahrung.

Muhme Nisse und der Bürgermeister liebten sich die Hände und fanden alles ganz famos.

Affessor Jensen pflegte zu sagen, daß Muhme Nisse als ein lebendiger Protest gegen eines der Hauptdogmen der christlichen Kirche umherlief, und das ärgerte Muhme Nisse, weil sie sehr fromm war und alle Sonntage in die Kirche ging. Aber Jensen behauptete, daß er recht hätte. Und er konnte es beweisen. Das Dogma, gegen das Muhme Nisse einen lebendigen Protest bildete, war das Dogma von der Erbsünde, denn — es war wirklich keine Übertreibung — Muhme Nisse war vollständig chemisch rein von Sünde. Nicht allein, daß sie nie eine sündige Handlung begangen hatte, sie stahl nicht, sie tötete nicht, sie begehrte weder Döfen noch Eiel, sie hatte keinen sündigen Gedanken. Sie sprach von niemand schlecht, sie beneidete keinen, sie tat keinem Unrecht, aber ihre Sündenfreiheit war nicht allein negativ bestimmt, sie lebte nur für andre und opferte sich nur für andre. Als Kind hatte sie Dienstbotenarbeit verrichtet, und als sie heranwuchs, wurde sie die Krankenpflegerin ihrer Mutter. Sie vernachlässigte ihre eignen Chancen, obgleich sie ein frisches und nettes Mädchen war. Nachdem sie ihre Mutter begraben hatte, übernahm sie eine alte Tante, und als diese starb, gründete sie eine Schule für arme Kinder. So ging es nicht, und die bessern Einwohner der Stadt mußten sie überreden, gegen Bezahlung einen Kindergarten für ihre Kleinsten zu gründen. Das tat sie, wenn auch mit dem Gefühl, daß sie die Eltern um das Schulgeld betrüge. Ihr ganzes Leben verstrich mit der Arbeit für andre, aber sie selbst wurde dabei rund und wohlbeleibt, immer fröhlich und vergnügt und immer bereit, zu trösten und zu helfen.

Dann bekam sie also den Jensen zum Pensionär und opferte ihm ihre freie Zeit, und jetzt, wo Seydewitz ihr bestes Zimmer gegen eine lächerlich geringe Bezahlung in Besitz nahm, die noch dazu höchst unregelmäßig einging, machte Muhme Nisse sich Skrupeln, ob sie nicht etwa den hübschen, jungen Kopenhagner auf Kosten des braven Jensen begünstige.

Sie verzog sie alle beide gründlich. Sie wollte, daß sie bei ihr zu Hause sitzen sollten. Sie, die niemals so recht ein Heim gehabt hatte, wollte die beiden

jungen Menschen an sich fesseln, und sie seufzte tief, wenn sie in den „Hof“ gingen, um auszuschweifen, wie es in der kleinen Stadt Sitte war.

Muhme Nikke hatte aus Gründen der Moral, sagten die Damen der Stadt, ein Dienstmädchen, das Sörine hieß und in unerlaubter Weise drüsenkrank war. Sörines Gesicht war, um die Wahrheit zu sagen, eine einzige Narbe, über der ein paar wasserblaue Dorschaugen hilflos hinter geschwellnen roten Augenlidern hervorglugten. Aber Sörine lachte immer und war ungeheuer willig, dazu ganz ungefährlich für die jungen Menschen. Daran hatte Muhme Nikke gar nicht gedacht, sie hatte Sörine genommen, weil das Mädchen, ein elternloses Kind, so häßlich aussah, daß sie kein andrer haben wollte. Daß sie ihrem Dienstmädchen nachstellten, eine solche Schlechtigkeit hätte Muhme Nikke den beiden jungen Leuten gar nicht zugetraut. Und hätte sie es getan, dann hätte sie sich gewiß eine schöne Kaukasierin verschrieben, um sie zu erfreuen.

Aber die Stadt hielt Sörines Aussehn in diesem Falle für ein Glück, namentlich wegen Seydewitz. Jansen war vertrauenswürdiger.

In der Stadt wohnte man nicht zur Miete. Jeder hatte sein Haus mit Garten, und Muhme Nikke hatte das ihre. Es lag schräg gegenüber dem Amtsgericht, nur ein paar Häuser von der Kirche entfernt. Klein war es, aber blendend weiß, so recht reingewaschen, mit blankgeputzten Scheiben und rotwangigem Dach. Weißgecheuert waren alle Fußböden, und zierlich gehäkelte alte Jungferngardinen bildeten Rahmen um gutgehaltne Pelargonien und Rakteen in Töpfen mit gezacktem Papier wie Messhemden um rundliche Verkündiger des göttlichen Wortes. Die Möbel waren alt, aber gut gehalten mit einem Predigerhausgepräge, das die ehrwürdigen Traditionen noch ungebornen Geschlechtern überlieferte, sie wußten, was sie wußten, hatten aber nur wenig böses gesehen. Die geblühten schwarzen Damastbezüge hielten mit der Ausdauer der Sparsamkeit zusammen, und ab und zu zog sich in dem Stoff der Sofas und Lehnstühle ein schmerzlicher Streifen zusammen, wenn Kaj Seydewitz, an Unmäßigkeit und Schweineleder gewöhnt, mit dem würdigen Hausrat achelos umging.

Von der Wand starrten Priester in Lithographie und Arinolinstanten in Daguerrotypie streng und verwundert auf Seydewitz und seine französischen Romane herab, während sich Bezüge und Gardinen im Rauch seiner Zigarren bräunten und die große, rotgeblühte Decke auf dem runden Mahagonitisch des Zimmers vor der Asche zurückschauberte, die von ihnen herabfiel.

Seydewitz lächelte, wenn er in dieser Altjungfernstube saß, während die Erinnerungen an die Fenster Scheiben donnerten.

Aber er saß da wie in Abrahams Schoß, und dann kam Muhme Nikke sogar noch darauf, ihm abends Tee und Schnaps zu servieren — ohne Mietaufschlag —, um ihn vom „Hofe“ und der Gesellschaft dort fernzuhalten. Und damit er nicht allein sei, nahm Muhme Nikke ihr Strickzeug und setzte sich zu ihm, um mit ihm zu plaudern und ihn in seiner Einsamkeit aufzumuntern. All dies mag sich sehr schön lesen, aber Kaj Seydewitz verbrachte trotzdem sehr selten einen Abend in Abrahams Schoß. Und Muhme Nikke schüttelte den Kopf und wollte mit Affessor Jansen darüber reden, wie traurig das sei, aber da war dieser tugendhafte Mensch mit Seydewitz in den „Hof“ gegangen.

Also mußte sich Muhme Nikke mit Sörine begnügen, und ihr gegenüber verbreitete sie sich in belehrenden Vorträgen über Sünde und Versuchungen, während sich die arme Sörine die Nase schnaubte und wünschte, daß sie doch nur ein bißchen hübscher im Gesicht gewesen wäre — der Figur fehlte nämlich gar nichts, das hatte Seydewitz eines Abends gesagt, als sie ihn einließ, da es so dunkel war, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Aber Muhme Rikke hatte keine Ahnung von Sörinens sündiger Sehnsucht und schüttelte nur ihre getollten Haubenbänder in mütterlicher Besorgnis um die beiden in Gefahr schwebenden jungen Männer.

Und so chemisch rein von Erbsünde war Muhme Rikke, daß sie den jungen Leuten niemals Predigten hielt, sondern auf die Jahre hoffte, die die Augen öffnen.

Seht, das waren also die Stadt, Raj Seydewitz, der Bürgermeister, Assessor Jensen, Muhme Rikke und Sörine.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 25. Juli 1909

(Reisen des Reichskanzlers. Der Parteienstreit. Die Wahl in der Pfalz. Der französische Ministerwechsel.)

Der Sommer mit seiner parlamentarischen Pause ist gekommen und scheint auch diesmal als Brutzeit für politische Gerüchte herhalten zu sollen. Freilich nach den reichlichen Personalveränderungen in den leitenden Stellen ist mit den sonst üblichen Ministerstürzereien und der Konstruktion innerer Krisen vorläufig nichts anzufangen, und man hat sich darum mit angeblichen Reiseplänen des neuen Reichskanzlers beschäftigen zu müssen geglaubt. Daß ihm zunächst vieles andre als gerade Reisepläne näherliegen dürfte, scheint dabei nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Die Vermutung, daß er bei gelegener Zeit dem Beispiele seines Vorgängers folgen und sich sowohl den Monarchen des Dreibunds persönlich vorstellen als auch mit ihren leitenden Ministern in mündlichen Verkehr treten werde, liegt bei der intimen Natur des Bündnisses zu nahe, als daß man damit etwas neues sagen oder auch der Wahrheit zu nahetreten würde. Aber die Angabe eines bestimmten Zeitpunkts war mindestens überflüssig, und die etwaige Absicht, ein Dementi zu erzielen, um daraufhin der Wahrheit näherzukommen, hätte keinen rechten Zweck gehabt, da diese Besuche und Begegnungen nichts weniger als dringlich, am wenigsten durch die Lage der auswärtigen Verhältnisse geboten sind. Überdies dürften auch die Besuche an den deutschen Fürstenthöfen, wenigstens bei der Mehrzahl, vorher in Frage kommen, obgleich es auch damit keine besondere Eile hat.

Es ist zu hoffen und wäre wenigstens zu wünschen, daß der parteipolitische Streit über die Finanzreform unter den bürgerlichen Parteien aufhören möge, damit sich zum vaterländischen Wohle die von beiden Seiten ausgeteilten und auch auf beiden erlittenen Wunden wieder schließen könnten. Das liegt auch unzweifelhaft in der Absicht des Fürsten Bülow, der sich in den zahlreichen Antworten auf Begrüßungen aus allen Schichten und Kreisen jeder Redewendung enthält, die irgendwie zu weiteren Aufreizungen Anlaß geben könnte, nachdem seine ersten, durch ein Hamburger Blatt veröffentlichten Äußerungen zu rücksichtslosen und erbitterten Angriffen und Übertreibungen unter den Parteien benutzt worden sind. Übrigens geht aus seinen in der letzten Woche erst bekannt gewordenen Beantwortungen der Telegramme der nationalliberalen Partei und ihres Führers abermals mit aller Deutlichkeit hervor, daß er mit keiner Silbe eine Anerkennung für die oppositionelle